

Wege aus der Wachstumsdiktatur

Niko Paech

[erschieden in: Welzer, H./Wiegandt, K. (Hrsg.): Wege aus der Wachstumsgesellschaft, Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt a. M., 2013, S. 200-219.]

In Europa und anderen Konsumgesellschaften zieht eine Wachstumsdämmerung herauf. Die Frage, ob eine Wirtschaft ohne Wachstum wünschenswert, politisch durchsetzbar oder vereinbar mit modernen Vorstellungen von individueller Selbstverwirklichung wäre, verweist auf eine Gespensterdebatte, so als sei das derzeitige Wachstumsregime überhaupt fortsetzbar. Was bestenfalls noch wachsen kann, ist die Gewissheit darüber, dass weitere Zuwächse des Bruttoinlandsproduktes (BIP) aus mindestens fünf Gründen keine realistische Option mehr darstellen. Erstens scheitert Wachstum absehbar an Ressourcenengpässen¹, zweitens verringert es nicht per se Verteilungsdisparitäten², drittens sorgt es nach Erreichen eines bestimmten Wohlstandsniveaus für keine weiteren Glückszuwächse³ und viertens bildet es mindestens indirekt die Ursache der unbeherrschbar gewordenen Finanzkrisen. Fünftens ist Wirtschaftswachstum nie ohne ökologische Schäden zu haben⁴. Nichts wäre derzeit wichtiger als eine umfängliche Entlastung der Ökosphäre. Dennoch wandeln sich die Lebensstile weltweit und ausnahmslos in die entgegengesetzte Richtung. Den meisten Wissenschaftlern und Politikern fällt dazu nichts Besseres ein, als ausgerechnet jetzt weiteres, wenngleich „grünes“ Wachstum zu propagieren.

Worauf gründet diese Kapitulation vor der desaströsen Konsum-, Mobilitäts- und Digitalisierungskultur? Erstens wird die damit korrespondierende Daseinsform als Ausdruck von Freiheit und Weltoffenheit legitimiert. So lässt sich jede Abkehr davon als unzumutbarer Rückschritt diskreditieren. Zweitens wird eine technische Alchemie beschworen, derzufolge stetiges Wohlstandswachstum von ökologischen Schäden entkoppelt werden kann. Drittens wäre das Alternativmodell, nämlich die im Folgenden zu erläuternde „Postwachstumsökonomie“ (Paech 2009, 2012) nicht ohne Überwindung vollständig fremdversorgter Lebensstile zu stabilisieren. Suffizienz- und Subsistenzleistungen – also Genügsamkeit, Reduktion, manuelle Selbstversorgung – als elementare Voraussetzungen für eine Wirtschaft ohne Wachstum lassen sich weder an technologische Innovationen noch an die Politik abwälzen. Sie können nur eigenständig erbracht werden. Dieses Können geht in Konsumgesellschaften mit Erreichen zunehmend höherer Fremdversorgungsstufen systematisch verloren.

Sich auf Situationen einzulassen, die das bislang in Anspruch genommene Komfortniveau vermissen lassen und in der selbsttätig Leistungen zu erbringen sind, die vormals von außen zugeführt wurden, stellt ein persönliches Wagnis dar. Schmerzliche Entbehrung und Überforderung sind nicht nur eine Frage der absoluten Versorgungshöhe, sondern mehr noch des Übergangs zu veränderten Praktiken. Deshalb scheitern Transformationen, die auf Reduktionsstrategien beruhen, nicht an mangelnder Aufklärung oder fehlendem Wollen, sondern schlicht am substanziellen *Können* auf individueller Ebene. Die Angst vor einer Wirtschaft ohne Wachstum ist daher nicht so irrational, wie es oft scheinen mag: Wer springt

¹ Vgl. Heinberg 2007

² Vgl. Paech 2008

³ Vgl. Layard 2005

⁴ Vgl. Paech 2012

schon ins Wasser, wenn er das Schwimmen verlernt hat? Sowohl dieses als auch beide zuvor genannten Hindernisse, die einer Postwachstumsökonomie (noch) entgegenstehen, sollen im Folgenden kritisch beleuchtet werden.

1 Von wegen Freiheit

1.1 Zeitökonomische Grenzen

Der expansive Charakter moderner Freiheitsauslegungen wird einer gewandelten Realität nicht mehr gerecht. Frühe Phasen der Moderne waren nicht nur von materieller Knappheit, sondern einer noch nicht ausgeschöpften menschlichen Aufnahmekapazität für zusätzliche Optionen konsumtiver Selbststeigerung geprägt. Dieses Zweigestirn aus Haben-wollen und Verarbeiten-können war der Motor einer Ausdehnungsbewegung, die folgerichtig mit Freiheitsgewinnen gleichgesetzt werden konnte. Inzwischen zeichnet sich ein Stadium der kaum mehr zu bewältigenden Überladung ab. Alle Dimensionen menschlicher Existenz sind okkupiert und vollgepfropft: Die Ökosphäre, die Landschaft, die Städte, die Häuser, die Terminkalender, die Freizeit, die Mobilität, die Bildung, die Vorsorge, das Portfolio beruflicher Entfaltung, die digitalen Kommunikationskanäle inklusiver neuer sozialer Netze, die bis in die letzten Nischen des Alltags reichen.

Alles ist verdrahtet, an jedem Ort und zu jeder Zeit günstig erhältlich. Deshalb ist modernes Leben so komfortabel – und doch zugleich so schwer. Denn zwei einander verstärkende Mechanismen konterkarieren das Glücksversprechen einer unbeschränkten Möglichkeitsvermehrung: Erstens macht sich Erschöpfung⁵ infolge des Abarbeitens einer kaum zu bewältigenden Ereignis- und Optionendichte breit, die zweitens auf grassierende Inhaltsleere trifft, weil die einzelnen Optionen nur noch flüchtig „angetriggert“ werden können. Überfluss und Vielfalt an Möglichkeiten, die alle erschlossen werden wollen, führen in eine unerträgliche Leichtigkeit – zutreffender: Seichtigkeit – des Seins. Denn damit Konsumaktivitäten überhaupt Nutzen stiften können, muss ihnen ein Minimum an Aufmerksamkeit gewidmet werden. Da aber das Angebot an Optionen geradezu explodiert, der Tag aber nach wie vor nur 24 Stunden hat, verschärft sich die Verwendungskonkurrenz um die nicht vermehrbare Ressource Zeit, insbesondere wenn sie sich auf eine immer größere Anzahl von Konsumobjekten verteilt. Jedem einzelnen davon wird ein zusehends geringeres Quantum an Aufmerksamkeit zuteil. Damit wird die minimal erforderliche Zeit zum Ausschöpfen konsumtiver Optionen zum Engpassfaktor.⁶

Wenn immer mehr Handlungsoptionen, Informationsverarbeitung und Entscheidungsbedarfe auf ein nicht vermehrbares Potenzial an Aufmerksamkeit treffen, nimmt zwar der Konsumwohlstand rechnerisch zu, aber seine positive Wirkung bleibt nicht nur auf der Strecke, sondern kann sich sogar umkehren. An die Stelle lustvoller Ausschöpfung tritt das buchstäblich oberflächlichste Prinzip einer Aneignung, nämlich das Scannen und Surfen auf einem Ozean der Möglichkeiten, in den an keiner Stelle mehr eingetaucht werden kann. Für das zur Kontemplation nötige Verweilen fehlt es an Zeit, weil der Drang, möglichst viel mitzunehmen, eine entsprechend hohe Geschwindigkeit verlangt, mit der sofort zum nächsten Ereignis davon geeilt wird. Folglich gerät jede Balance zwischen horizontaler Vorwärtsbewegung und vertikaler Vertiefung zulasten der Letzteren aus den Fugen. Und

⁵ Vgl. Ehrenberg 2004

⁶ Vgl. Paech 2010

immer sitzt die Angst im Nacken, etwas anderes zu verpassen, sollte die Verweildauer an einem Punkt innerhalb des multioptionalen Koordinatensystems zu lang werden. Irgendwann können Konsum- und Mobilitätssteigerungen nur noch der Behauptung einer sozialen Position dienen. Es sind defensive Zuckungen aus Furcht davor, gegenüber jenen zurückzufallen, die mehr Beute vorweisen können. Das Resultat ist eine Anhäufung von Symbolen oder Wohlstandstrophäen, deren Zweck nur noch darin besteht, sich ihrer Existenz zu vergewissern. Selbst das Erinnerungsvermögen in Bezug auf vergangene Genüsse wird infolge eines Dammbrochs der vielen bunten Möglichkeiten überflutet.

Die Geschichte des ökonomischen Fortschritts lässt sich eben auch anders erzählen: Erst kommt die Befreiung von Unmündigkeit, Knappheit und Not, dann der Überfluss und zunehmend grenzenlose Selbstverwirklichung, irgendwann wird die Zeit zum Engpassfaktor und die Konsumverstopfung leitet zum Burn Out über. Am Ende mausert sich die Depression zur Zivilisationskrankheit Nummer eins – ausgerechnet in prosperierenden Wohlstandsgesellschaften.

1.2 Das Paradox sinkender Zumutungen

Eine andere Konsequenz hoch verdichteter Lebensstile besteht im Verlust von Selbstwirksamkeit. Wenn alles in vorgefertigter Form abgerufen wird, bleibt kein Raum für eigene Gestaltung. Getilgt wird das Erfolgserlebnis, ein Konsumobjekt eigenhändig erschlossen zu haben und sei es nur durch den eingeübten Umgang, die mühsam erlangte Sachkenntnis oder die Mitwirkung am Zustandekommen eines Ergebnisses. Der Komfort, alles jederzeit mühelos serviert zu bekommen und umstandslos wieder fallen lassen zu können, um sich frei von jeglicher Verantwortung für den Verbleib oder die Nachsorge sofort dem Neuen zuwenden zu können, hat mehr als nur einen ökologischen Preis. Denn unterminiert wird damit das Potenzial, angeeignete Dinge mit den materialisierten Symbolen eigener Identität zu versehen. Dazu zählen Spuren der Instandhaltung; eigenhändig vorgenommene Veränderungen sowie Reparaturen; sichtbarer Verschleiß, der auf Erlebnisse oder eine Geschichte des Besitzers verweist; Patina als Ausdruck von Reife und als Verweis auf Vornutzer, zu denen Assoziationen geweckt werden sollen.⁷

Ebenfalls verlernt wird, die angeeigneten Objekte instrumentell zu verwenden, um sich daran durch eigene Übung zu verwirklichen, ganz gleich ob auf Basis von manuellem Handwerkszeug, nicht elektrifizierter Nähmaschine oder per Fahrrad, Angelrute, Segelboot oder Musikinstrument. Derartige Dinge stimulieren Prozesse, die eine körperliche und materielle Dimension aufweisen. Nötig ist dazu Übung, die weder an jemanden delegiert noch automatisiert werden kann. Solchermaßen interaktive Artefakte korrespondierenden mit einem Design, welches auf „Polytechnik“ (Mumford 1967), „mittlere“ (Schumacher 1973) oder „konviviale“ (Illich 1973) Technologien verweist. Gebrauchsgegenstände wären demnach lediglich Hilfsmittel oder maßvolle Verstärker eigenständigen Schaffens. Manuelle Vorrichtungen würden nicht durch äußere Energie- und anderweitige Ressourcenzufuhr ersetzt, sondern herausgefordert und perfektioniert – nicht zuletzt um der Erlangung persönlicher Souveränität willen.

Was demgegenüber in einer überfrachteten Konsumumgebung an eigener Kompetenz übrigbleibt, ist nichts als müheloses Dahingleiten auf uniformierten Benutzeroberflächen, so als sei das erfüllte Leben gleichbedeutend mit einem allgegenwärtigen Touchscreen. „Lebenserleichternde“ Automatisierung befreit von der Notwendigkeit, etwas Substanzielles

⁷ Vgl. Ullrich 2006, S. 27

zu können. So wird eine Virtuosität des Nicht-Könnens kultiviert. Sie fokussiert darauf, Ansprüche zu erfinden, zu differenzieren, zu strukturieren und deren Erfüllung mit nur minimalem eigenem Einsatz auszulösen. Die Kuriositäten eines derartigen Mega-Programms der individuellen Verkümmern lassen sich überall besichtigen. Wenn das Recht auf Hilflosigkeit als gesellschaftlicher Fortschritt zelebriert wird, erzwingt die innere Verödung umso mehr äußeres Wachstum an Leistungszufuhr – mit allen stofflichen Anhängen versteht sind. Heerscharen global umher irrender Versorgungsfälle ziehen eine immer längere Produktionskette hinter sich her. Und wehe, sie reißt irgendwo.

Wie psychisch belastbar sind die Insassen einer derartigen Bequemokratie? Wenn der Flieger ausfällt, die Tankstelle den Benzinpreis erhöht, das Handy keine Verbindung hat, der Supermarkt geschlossen ist, dem Kaffee das Verwöhnaroma fehlt oder die Haushaltshilfe den Gehweg nicht gefegt hat, ist der Spaß vorbei. Inmitten organisierter Hilflosigkeit verlieren Konsumhypochoonder schnell die Fassung. Jede Lücke oder Verzögerung innerhalb einer Rundumversorgung, die sich als Normalzustand etabliert hat, wird lautstark als Zumutung beschimpft. Denn sie ist nichts weniger als der Antichrist moderner Fortschrittsverheißungen. Jedoch strandet der Imperativ beständiger Zumutbarkeitssenkungen in einer Paradoxie: Das Zusammenspiel aus technologischer und ökonomischer Entwicklung, durch die jede körperliche Zumutung ausgerottet werden sollte, senkte zugleich die Toleranzgrenzen. So wird über die Hintertür das Potenzial jener Situationen, die zwar vormals erträglich waren, nun aber als Zumutung empfunden werden, ins Unermessliche gesteigert. Die Gewöhnung an komplexe und weitreichende, daher umso störanfälligere Fremdversorgung ist eben keine Glücksgarantie, sondern eine Zeitbombe. Nicht erst, wenn die „Herzmaschine“⁸ keinen Saft mehr kriegt, sondern bereits dann, wenn die bloße Angst davor wächst, droht ein emotionales Desaster. Je höher das Komfortniveau, umso tiefer der Fall, wenn Finanz- und Ressourcenkrisen oder andere Störereignisse das Kartenhaus einstürzen lassen.

Die Verletzlichkeit fremdversorgter Daseinsformen bringt sich durch latente Eskalationsszenarien in Erinnerung. Deren Verlauf hängt davon, wie hoch das erreichte Konsumniveau ist und inwieweit sich deren Nutznießer auf dem langen Marsch in den Überfluss jeglicher Fähigkeiten entledigt haben, notfalls durch handwerkliche, manuelle oder substanzielle Kompetenzen, also auch ohne Geld und globalisierte Industrie zur Sicherung ihrer Existenzgrundlagen beizutragen. Zwei prägnante Beispiele für die Unterschiedlichkeit ökonomischer und sozialer Vulnerabilitäten liefern Kuba und Griechenland. Insgesamt verstärkt sich das Abdriften in eine nie dagewesene Schicksalsabhängigkeit, weil das hoch technisierte Wohlstandsmodell auf entgrenzter und kapitalintensiver Spezialisierung beruht, somit nicht ohne BIP-Wachstum zu stabilisieren ist.⁹ Letzteres wird somit zu einer alles überschattenden Nebenbedingung. Sogar „nachhaltiges“ Wirtschaften steht unter dem Vorbehalt, das BIP steigern zu müssen.

2 Die ökologische Entkopplung wirtschaftlichen Wachstums scheitert

Die seit vier Jahrzehnten stets aufs Neue bemühte Idee einer ökologischen Modernisierung beruht darauf, die Kollision zwischen Wachstumsdiktat und Ökosphäre dadurch abzuwenden, dass Innovationen in Form von Effizienz und Konsistenz die Wertschöpfung von Schäden entkoppeln. Abgesehen von Singularitäten, die bestenfalls unter Laborbedingungen zustande

⁸ Zentrales Versorgungsaggregat in Fritz Langs „Metropolis“ (1927)

⁹ Vgl. Binswanger 2006, Paech 2007

kommen, sich also niemals auf die Praxis übertragen lassen, sind ökologisch unschädliche BIP-Steigerungen bis heute utopisch geblieben. Wirtschaftswachstum setzt zusätzliche Leistungsübertragungen voraus, die einen Geldfluss zwischen mindestens einem Anbieter und Empfänger induzieren. Deshalb hat der Wertschöpfungszuwachs eine Entstehungs- und Verwendungsseite, die *beide* ökologisch zu neutralisieren wären. Selbst wenn es je gelänge – vielleicht weil die Gesetze der Thermodynamik vorübergehend ausgefallen sind –, eine geldwerte und damit BIP-relevante Leistungsübertragung vollständig zu entmaterialisieren (Entstehungsseite), wäre das Entkopplungsproblem keineswegs gelöst, weil sich mit dem zusätzlichen Einkommen beliebige Güter finanzieren lassen (Verwendungsseite), deren materielle Wirkung zu berücksichtigen ist.

2.1 Entstehungsseite des Wachstums: Materielle Rebound-Effekte

Wie müssten Güter beschaffen sein, die als geldwerte Leistungen von mindestens einem Anbieter zu einem Nachfrager übertragen werden, ohne dass deren physischer Transfer, Herstellung, Nutzung und Entsorgung jegliche Flächen-, Materie- und Energieverbräuche verursacht? Sämtliche bisher präsentierten Green Growth-Lösungen erfüllen diese Voraussetzung jedenfalls nicht, ganz gleich ob es sich dabei um Passivhäuser, Elektromobile, Ökotextilien, Photovoltaikanlagen, Bio-Textilien, Offshore-Anlagen, Blockheizkraftwerke, Smart Grids, solarthermische Heizungen, Cradle-to-cradle-Getränkeverpackungen, Carsharing etc. handelt. Nichts von alledem kommt ohne physischen Aufwand aus. Zeitweilig galt die Digitalisierung als Fluchtweg aus der Materialität arbeitsteiliger Leistungsausformung und -übertragung. Aber nie dagewesene Elektroschrottlawinen, horrenden Ressourcenverbräuche für die Endgeräteherstellung, ganz zu schweigen von den Energieverbräuchen des Betriebs und der nötigen Infrastrukturen haben auch diesen grünen Hoffnungsträger zerschellen lassen. Hinzu kommen sekundäre und tertiäre Effekte, denn digitale Kommunikation senkt Transaktionskosten. Dies beschleunigt den Leistungsaustausch sämtlicher Märkte und lässt überdies völlig neue entstehen.

Nun ließe sich einwenden, dass die grünen Effizienz- oder Konsistenzlösungen den weniger nachhaltigen Outputstrom allmählich ersetzen könnten, statt einfach „grünere“ Output zu addieren. Aber eine Ökologisierung von Flussgrößen führt nicht per se zu einer ökologischen Entlastung, wenn sie mit einer Ausdehnung materieller Bestandsgrößen erkaufte wird. Neue Technologien und Produkte fallen weder vom Himmel, noch entstehen sie durch bloße Umrüstungen vorhandener Produktionsstätten. Erforderlich sind neue Anlagen, Produktionsstandorte und Infrastrukturen. Um zu erwirken, dass sowohl bezogen auf Fluss- als auch Bestandsgrößen eine Substitution statt purer Addition weiterer stattfindet, müssten die alten Kapazitäten beseitigt werden. Aber wie kann die Materie ganzer Industrien und Infrastrukturen ökologisch neutral verschwinden?

Selbst wenn Letzteres gelänge, ergäbe sich ein zweites Dilemma: Wie kann das BIP dauerhaft wachsen, wenn jedem grünen Wertschöpfungsgewinn ein Verlust infolge des Rückbaus alter Produktionssysteme entgegensteht? Wer beispielsweise glaubt, erneuerbare Energieträger könnten langfristig die BIP-Beiträge der atomaren und fossilen Industrien ersetzen, übersieht folgendes: Die derzeit bestaunten Wertschöpfungsbeiträge grüner Technologien entsprechen einem Stroheffekt, der allein dem vorübergehenden (und im Übrigen additiven) Kapazitätsaufbau geschuldet ist. Danach reduziert sich die ökonomische Wirkung auf einen Energiefluss, der vergleichsweise wenig Aufwand an wertschöpfungsträchtigen Inputs verursacht und nicht beliebig gesteigert werden kann – es sei denn, die Anlagenproduktion und -projektierung wird ohne Begrenzung fortgesetzt. Aber dann droht wieder der alte

Wachstumskonflikt. Die bereits jetzt unerträglichen Landschaftszerstörungen nähmen entsprechend zu, weil die materiellen Bestandsgrößen expandieren.

Daran zeigt sich außerdem, dass die Erneuerbaren – das Flaggschiff aller grünen Wachstumsträume – ohnehin kein ökologisches Problem lösen, sondern nur in eine andere physische, räumliche, zeitliche oder systemische Dimension transformieren. Derartige oder ähnliche Problemverlagerungen sind das Wesensprinzip aller Hoffnungsträger des Green Growth.¹⁰ Deshalb sind bisherige Versuche, vermeintliche Entkopplungserfolge empirisch nachzuweisen, nur so brauchbar, wie es gelingt, alle räumlichen und sonstigen Verlagerungseffekte zu berücksichtigen. Aber wie sollen CO₂-Einsparungen und Landschaftszerstörungen saldiert werden? Wie kann der bei isolierter Betrachtung nicht zu leugnende Effizienzvorteil von Energiesparlampen gegen den verheerenden Konsistenznachteil (Entsorgung, Gesundheitsgefährdung) abgewogen werden?

2.2 Verwendungsseite des Wachstums: Finanzielle Rebound-Effekte

Angenommen, ein von der Entstehungsseite her ökologisch unschädliches BIP-Wachstum wäre jemals praktikabel: Wie könnte dann sichergestellt werden, dass auch die damit unvermeidlich korrespondierenden Einkommenszuwächse ökologisch neutral sind? Es ist praktisch undenkbar, dass der Warenkorb jener Konsumenten, die das zusätzliche in den grünen Branchen erwirtschaftete Einkommen beziehen, frei von Gütern ist, in deren globalisierte Produktion fossile Energie und andere Rohstoffe einfließen. Würden die Nutznießer des grün erwirtschafteten Einkommens etwa nicht in Eigenheimen leben, mit dem Flugzeug reisen, Auto fahren und das übliche Güterspektrum in Anspruch nehmen? Folglich würde der Einkommenseffekt jener Investitionen, die zwecks vermeintlich grünen Wachstums unabdingbar sind, die Nachfrage nach fossiler Energie und anderen Ressourcen tendenziell steigern.

Zu berücksichtigen ist ein zweiter finanzieller Rebound-Effekt. Er resultiert daraus, dass die für das grüne Wachstum unabdingbaren Investitionen die Kapazitäten ausdehnen. Wenn etwa – um beim Beispiel der Energiewende zu bleiben – der Elektrizitätsoutput insgesamt steigt, weil nicht im Umfang des Ausbaus der Erneuerbaren die Kapazität an fossiler Produktion verringert wird, sinkt insgesamt der Strompreis, was wiederum die Nachfrage erhöht, und zwar sowohl nach Energie als auch nach Energie verbrauchenden Geräten. Verschärfend kommt hinzu, dass von der Nachfragesteigerung sogar fossile Sektoren mitprofitieren können. Dasselbe gilt für den Wohnbereich. Wenn durch Passivhäuser die Wohnfläche insgesamt steigt, mindert dies tendenziell deren Preis. Also kann mehr Wohnraum finanziert werden. Auch hier kann sich der ohnehin konterkariierende Effekt noch verschlimmern, wenn ein Teil der insgesamt gestiegenen Nachfrage auch auf die konventionelle Baubranche entfällt. Ein dritter finanzieller Rebound-Effekt kann eintreten, wenn Effizienzerhöhungen die Betriebskosten bestimmter Objekte (Häuser, Autos, Beleuchtung etc.) reduzieren. Die monetären Einsparungen sind dann für zusätzliche Mobilität und Konsumausgaben verfügbar.

Theoretisch ließen sich finanzielle Rebound-Effekte vermeiden, wenn jeder durch grüne Investitionen induzierte Einkommenszuwachs abgeschöpft würde. Aber abgesehen davon, dass dies unter marktwirtschaftlichen Bedingungen undenkbar sein dürfte, ergäbe sich ein unlösbarer Widerspruch. Was könnte absurder sein, als Wachstum zu erzeugen, um es dann

¹⁰ Vgl. Paech 2012

im selben Moment zu neutralisieren? Schließlich hat Wirtschaftswachstum keinen anderen Sinn als die Schaffung zusätzlichen Einkommens, ganz gleich auf welche Weise und für wen. Die Behauptung, durch Investitionen in grüne Technologien könne Wirtschaftswachstum mit einer absoluten Senkung von Umweltbelastungen einhergehen, ist also nicht nur falsch, sondern kehrt sich ins genaue Gegenteil: Allein unter der Voraussetzung eines nicht wachsenden BIPs haben grüne Technologien überhaupt eine Chance, die Ökosphäre zu entlasten. Und dies ist nicht einmal eine hinreichende Bedingung, weil die materiellen Rebound-Effekte – insbesondere die unzähligen Verlagerungsmöglichkeiten – auf der Entstehungsseite ebenfalls einzukalkulieren sind.

3 Konturen einer Postwachstumsökonomie

Wenn eine ökologische Entkopplung des BIP-Wachstums systematisch fehlschlägt, bleibt logischerweise nur die schrittweise Reduktion industriell-arbeitsteiliger Versorgungssysteme auf ein räumlich und zeitlich übertragbares Niveau. Infolge heraufziehender Krisenszenarien, auf die innerhalb der herrschenden Wachstumslogik niemand eine Antwort hat, ist dieser Weg ohnehin vorgezeichnet, „by design or by disaster“. Den Rückbau sozialverträglich und ökonomisch resilient zu gestalten, liegt im Kern einer Postwachstumsökonomie.

3.1 Jenseits der monetären Sphäre

Das Gestaltungsprinzip der Suffizienz konfrontiert die Steigerungslogik konsumtiver Selbstverwirklichungsexzesse mit einer Gegenfrage. Von welchen Energiesklaven und Komfortkrücken ließen sich überbordende Lebensstile und schließlich die Gesellschaft als Ganzes befreien? Welcher Wohlstandsschrott, der längst das Leben verstopft, obendrein Geld, Raum sowie ökologische Ressourcen beansprucht, ließe sich ausmustern? Dafür liefert eine zeitökonomische Theorie der Suffizienz¹¹ Beweggründe jenseits moralischer Imperative. In einer Welt der Reiz- und Optionenüberflutung, die niemand mehr bewältigen kann, werden Überschaubarkeit und Entschleunigung zum Selbstschutz. Das zunehmend „erschöpfte Selbst“ (Ehrenberg 2004) verkörpert die Schattenseite einer gnadenlosen Jagd nach Glück, die immer häufiger in Überlastung umschlägt. Eine ähnlich gerichtete Logik legen Leggewie/Welzer (2009, S. 176ff.) frei, indem sie die landläufige Verzichtsrhetorik rekonstruieren: In vielen Fällen würde der „Verzicht auf Verzichtleistungen“ – letztere wohnen aktuellen Handlungsmustern inne, werden jedoch aus diversen Gründen ausgeblendet – das Leben erleichtern.

Der zweite Schritt bestünde in einer neu zu justierenden Balance zwischen Selbst- und Fremdversorgung. Dies kann unterschiedlichste Formen annehmen. Zwischen den Extremen reiner Subsistenz und globaler Verflechtung existiert ein reichhaltiges Kontinuum unterschiedlicher Versorgungsketten. Deren Länge zu reduzieren bedeutet, von außen bezogene Leistungen durch eigene Produktion punktuell oder graduell zu ersetzen. Moderne Subsistenz entfaltet ihre Wirkung im unmittelbaren sozialen Umfeld, also auf kommunaler oder regionaler Ebene. Sie basiert auf einer (Re-)Aktivierung der Kompetenz, manuell und kraft eigener Tätigkeiten Bedürfnisse jenseits kommerzieller Märkte zu befriedigen, vor allem mittels handwerklicher Fähigkeiten. Die hierzu benötigte Zeit könnte sich aus dem ohnehin nötigen Rückbau des industriellen Systems speisen. Durch eine Halbierung der Erwerbsarbeit ließen sich Selbst- und Konsumversorgung so kombinieren, dass ein bescheidenes monetäres Einkommen durch

¹¹ Vgl. Paech 2010

marktfreie Produktion – im Sinne kreativer Subsistenz – ergänzt wird. Letztere erstreckt sich auf drei Outputkategorien, durch die sich industrielle Produktion graduell substituieren lässt.

- a. Nutzungsintensivierung durch Gemeinschaftsnutzung: Wer sich einen Gebrauchsgegenstand vom Nachbarn leiht, ihm als Gegenleistung ein anderes Produkt zur Verfügung stellt, trägt dazu bei, materielle Produktion durch soziale Beziehungen zu ersetzen. Objekte wie Autos, Waschmaschinen, Gemeinschaftsräume, Gärten, Werkzeuge, Digitalkameras etc. sind auf unterschiedliche Weise einer entkommerzialisierten Nutzungsintensivierung zugänglich. Die betreffenden Objekte können sich im privaten Eigentum einer Person befinden oder als sog. „Commons“ organisiert sein.
- b. Nutzungsdauerverlängerung: Ein besonderer Stellenwert käme der Pflege, Instandhaltung und Reparatur von Gebrauchsgütern jeglicher Art zu. Wer durch handwerkliche Fähigkeiten oder manuelles Improvisationsgeschick die Nutzungsdauer von Konsumobjekten erhöht – zuweilen reicht schon die achtsame Behandlung, um den frühen Verschleiß zu vermeiden –, substituiert materielle Produktion durch eigene produktive Leistungen, ohne notwendigerweise auf bisherige Konsumfunktionen zu verzichten. Wenn es in hinreichend vielen Gebrauchsgüterkategorien gelänge, die Nutzungsdauer der Objekte eigenständig im Durchschnitt zu verdoppeln, könnte die Produktion neuer Objekte entsprechend halbiert werden. Auch der auf diese Weise ermöglichte Rückbau der Industriekapazität würde mit keinem Verlust an Konsumfunktionen einhergehen.
- c. Eigenproduktion: Im Nahrungsmittelbereich erweisen sich Hausgärten, Dachgärten, Gemeinschaftsgärten und andere Formen der urbanen Landwirtschaft¹² als dynamischer Trend, der zur Deindustrialisierung dieses Bereichs beitragen kann. Darüber hinaus sind künstlerische und produktive Leistungen möglich, die von der kreativen Wiederverwertung ausrangierter Gegenstände über Holz- oder Metallobjekte in Einzelfertigung bis zur semi-professionellen Marke „Eigenbau“ reichen.

Durch derartige Subsistenzleistungen kann bewirkt werden, dass eine Halbierung der Industrieproduktion und folglich der monetär entlohnten Erwerbsarbeit nicht per se den materiellen Wohlstand halbiert: Wenn Konsumobjekte länger und gemeinschaftlich genutzt werden, reicht ein Bruchteil der momentanen industriellen Produktion, um dasselbe Quantum an Konsumfunktionen oder „Services“, die diesen Gütern innewohnen, zu extrahieren. Urbane Subsistenz besteht also darin, einen markant reduzierten Industrieoutput durch Hinzufügen eigener Inputs aufzuwerten oder zu „veredeln“. Subsistenz und Industrie sind also keine Gegensätze, vielmehr lassen sie sich verzahnen. Subsistenzergebnisse speisen sich aus drei Inputkategorien:

- a. Handwerkliche Kompetenzen und Improvisationsgeschick, um Potenziale der Eigenproduktion und Nutzungsdauerverlängerung auszuschöpfen
- b. Eigene Zeit, die aufgewandt werden muss, um eigenhändig produktive Tätigkeiten verrichten zu können
- c. Soziales Kapital, ohne das sowohl subsistente Gemeinschaftsnutzungen als auch der Tausch marktfreier Güter undenkbar sind

Ein solchermaßen beschaffenes „Prosumententum“ zeichnet sich dadurch aus, dass es entmonetarisiert ist und somit die Kapitalintensität der Wertschöpfung gesenkt wird. Anstelle umfangreicher Investitionen in Produktionskapital werden arbeitsintensive Verrichtungen zum entscheidenden Inputfaktor. Nur so kann der strukturelle Wachstumsdruck überwunden

¹² Vgl. Müller 2011

werden, der industrieller Spezialisierung innewohnt, zumal diese kapitalintensiv ist¹³. Kapital lässt sich nur beschaffen, wenn dessen Verwertung in Form von Zins- oder Renditeerträgen hinreichend ist, um die Kapitalgeber zu befriedigen. Eben hierin liegt ein gewichtiger Wachstumstreiber.

3.2 Die Rolle der Unternehmen

Nach Ausschöpfung aller Suffizienz- und Subsistenzpotenziale treten regionale Unternehmen auf den Plan. Sie sind dort gefragt, wo eine professionelle Arbeitsteilung unabdingbar ist. Wo Prosumenten überfordert sind, sind regionale Märkte und Genossenschaften oder Institutionen vom Typ „Community Supported Agriculture“ (CSA) prädestiniert. Regionalwährungen könnten Kaufkraft an die Region binden und damit globale Abhängigkeiten tilgen. So würden die Vorteile einer geldbasierten Arbeitsteilung innerhalb eines deglobalisierten und krisenresistenteren Rahmens genutzt.

Bedarfe, die nur durch überregionale Produktionsketten zu befriedigen sind, wären als stetig zu minimierende Restgröße zu betrachten. Somit wäre der Industriekomplex nicht nur mittels obiger Strategien zu halbieren, sondern auch umzugestalten. Die Neuproduktion von Gütern, die fern jeglicher geplanten Obsoleszenz langlebig und reparaturfreundlich sein müssten, würde eine untergeordnete Rolle spielen. Der Fokus läge auf dem Erhalt, der Um- und Aufwertung vorhandener Produktbestände, etwa durch Renovation, Optimierung, professionelle Nutzungsdauerverlängerung oder Nutzungsintensivierung. Herkömmliche Produzenten würden durch Anbieter abgelöst, die nicht an einer weiteren Expansion der materiellen Sphäre, sondern an deren Aufarbeitung und Optimierung orientiert wären. Durch Maßnahmen des Erhalts, der Wartung und vorbeugenden Verschleißminderung würden sie die Lebensdauer und Funktionsfähigkeit des Hardware-Bestandes verlängern. Reparaturdienstleistungen würden dafür sorgen, dass defekte Güter seltener ausrangiert werden; Renovationsstrategien des Typs „Umbau statt Neubau“ würden aus vorhandenen Gütern weiteren Nutzen extrahieren, indem diese funktional und ästhetisch an gegenwärtige Bedürfnisse angepasst würden, und somit möglichst lange im Kreislauf einer effizienten Verwendung verblieben. Märkte für gebrauchte, aufgearbeitete und überholte Güter würden ebenfalls zur Reduktion der Neuproduktion beitragen.

Dreh- und Angelpunkt wäre ein „Prosumenten-Management“. Unternehmen könnten Kurse oder Schulungen anbieten, um Nutzer zu ertüchtigen, Produkte instand zu halten, zu warten und zu reparieren. Dies wäre mit einem modularen Produktdesign zu verbinden, welches den Prosumenten nicht zu viele Kompetenzen abverlangt und Hürden senkt, die der eigenhändigen Reparatur entgegenstehen könnten. Damit könnte die Befähigung zur Subsistenz eine Unternehmensaufgabe werden. Genau hierin bestünde die nächste Entwicklungsstufe eines Unternehmertums, das nicht mehr Teil des Problems, sondern der Lösung sein will: Nicht produzieren, sondern Nachfrager dazu befähigen, möglichst wenig (Industrie-)Produktion zu benötigen.

Infolge reduzierter Bedarfe an neuer Produktion würde weniger Einkommen, also auch weniger Arbeitszeit benötigt. Ein entsprechender Industrierückbau ließe die erforderliche Subsistenzzeit frei werden, um durch Eigenarbeit, Nutzungsdauerverlängerung und Gemeinschaftsnutzung Konsumfunktionen zu generieren oder zu erhalten, die vormals

¹³ Vgl. Paech 2012a, S. 103ff

finanziert werden mussten. Eine Halbierung von Erwerbsarbeit, Einkommen und Produktion halbiert folglich nicht den materiellen Wohlstand.¹⁴

4 Das große politische Rad drehen oder kleine Rettungsboote bauen?

Verschiedene, hier nur grob zu skizzierende Rahmenbedingungen könnten die Postwachstumsökonomie unterstützen: Boden-, Geld- und Finanzmarktreformen würden systemimmanente Wachstumszwänge mildern. Regionalwährungen könnten mit einer das Zinsniveau gegen Null senkenden Geldumlaufsicherung versehen werden. Veränderte Unternehmensformen wie Genossenschaften, Stiftungen, Non-Profit-Firmen oder Ansätze des solidarischen Wirtschaftens könnten strukturell Gewinnerwartungen dämpfen. Der Subventionsdschungel könnte durchforstet werden, um gleichermaßen ökologische Schäden und öffentliche Verschuldung zu reduzieren. Ein Bodenversiegelungsmoratorium und Rückbauprogramme für Infrastrukturen wären sinnvoll. Insbesondere Industrieparkanlagen, Autobahnen, Parkplätze und Flughäfen wären zu entsiegeln und zu renaturieren. Andernfalls können dort Anlagen zur Nutzung erneuerbarer Energien installiert werden, um die katastrophalen Flächeninanspruchnahmen und Landschaftsverbräuche dieser Technologien zu reduzieren. Weiterhin wäre der dehnbare Nachhaltigkeitsbegriff durch individuelle CO₂-Bilanzen zu konkretisieren. Jede Person hätte ein Anrecht auf dasselbe jährliche Emissionskontingent (ca. 2-4 Tonnen), das übertragbar sein könnte. Unternehmen wären zu verpflichten, alle Produkte mit dem CO₂-Footprint entlang des gesamten Lebenszyklus zu kennzeichnen.

Abgesehen davon, dass es an sich trivial ist, weitere politische Maßnahmen aufzulisten, die mit einer Postwachstumsökonomie vereinbar sind¹⁵, drängt sich ohnehin eine andere Einschätzung auf: Solange keine politischen Mehrheiten in Sicht sind, die den Tanker zum Bremsen und Umsteuern bewegen, dürfte die dezentrale und autonome Entwicklung vieler Rettungsboote die realistischere Strategie darstellen. Denn eine Nachhaltigkeitspolitik, die sich anschickt, das liebgewonnene Einkaufs- und Mobilitätsparadies zurückzubauen, verletzt die Systemlogik moderner Konsumdemokratien. Deren oberstes Prinzip gleicht einem Überbietungswettbewerb: Es gewinnt, wer den Wählern mehr materielle Freiheiten sowie Schutz vor Unzumutbarkeiten verspricht und das resultierende Rund-um-sorglos-Paket obendrein mit dem Green Growth-Feigenblatt bedeckt. Noch ist es so, dass eine Abkehr von diesem expansiven Strukturkonservatismus politischem Selbstmord entspräche. Nicht trotz, sondern wegen ihrer demokratischen Verankerung ist die europäische Politik fest in der Hand einer Fortschrittsmentalität, die jeden Wandel ächtet, der entgrenzte und konsumtive Daseinsformen antastet. Jene, die von dieser Lebensweise abhängig sind oder – je nach Perspektive – von ihr profitieren, bilden längst die politische Mehrheit.

Getreu dem modernen Entwicklungsparadigma kennt der Fahrstuhl, mit dem sich zusehends höhere Ebenen des Wohlstandsgebäudes erreichen ließen, nur eine Aufwärtsrichtung. Die Rückkehr zu bescheideneren, weniger bequemen Ausstattungsniveaus war nie vorgesehen. Bloß nicht nach unten zu schauen, sonst wird einem angesichts der immens gewachsenen Fallhöhe schwindelig – damit lässt sich sogar Politik machen. Entsprechend attraktiv sind Zukunftsphantasien vom Typ „Green New Deal“, versprechen sie doch nichts weniger als ein mindestens so hohes, aber grün angepinseltes Stockwerk.

¹⁴ Ein ähnlicher Begründungszusammenhang findet sich bei Schor (2010).

¹⁵ Vgl. Paech 2012, S. 134ff

Insoweit die Konzeption der Postwachstumsökonomie bescheidenere und subsistentere Versorgungsmuster voraussetzt, verortet sie sich diametral zum Komfort-Code. Daraus ergeben sich anspruchsvolle Erfordernisse an einen Wandel von Lebensstilen und Alltagspraktiken. Die resultierende Situation meistern zu können, ist keine Frage der Einsicht, des Wollens oder der bekundeten Akzeptanz, sondern der substanziellen Befähigung hierzu, also spezifischer Formen eines Könnens und hinreichender Belastbarkeit.

Derartige Befähigungen mussten auf dem Weg in einen alles umfassenden Konsumismus systematisch verlernt werden. Ihre Aufrechterhaltung hätte nichts weniger als stetige Übung erfordert, aber die ist nicht zum Nulltarif zu haben. Übung lässt sich nicht delegieren, sondern muss selbsttätig ausgeführt und wiederholt zu werden. Hierzu muss eine individuelle, nicht beliebig vermehrbare Ressource aufgeboten werden, nämlich Zeit. Aber eigene Zeit ist knapp, so dass um sie unterschiedliche Daseinsausprägungen konkurrieren. Wenn sie verausgabt wird, um durch spezialisierte Arbeit Geld zu verdienen, mit dem wiederum die Bequemlichkeiten eines modernen Lebens finanziert werden, besteht weder die Möglichkeit, noch der Anlass, Praktiken jenseits konsumtiver Daseinsformen zu üben. Wenn aber klar ist, dass eine Wirtschaft ohne Wachstum die vollständige Aufrechterhaltung des Konsummodells ausschließt, beschwört die Transformation abschreckende Überforderungen herauf. Politisch anschlussfähig können daher nur Problemlösungen sein, die etwas Zusätzliches eröffnen, die höher, weiter, schneller oder größer sind. Diese Strategie trägt dem beschriebenen kulturellen Lock-in Rechnung. Sie führt ins Desaster, ganz gleich ob mit oder ohne grünen Anstrich.

Wege aus der Pattsituation beginnen nicht im Inneren des stahlharten Politikgehäuses, das von der Angst ummantelt ist, sensible Wähler durch unbequeme Wahrheiten zu ängstigen. Nur wenn Krisen – „Peak Everything“, Klimawandel, Fukushima II, Finanzchaos, psychische Überforderung – es erzwingen oder die eigenständige Verbreitung einer de-globalisierten und partiell de-industrialisierten Lebenskunst sichtbar wird, gewinnen politische Akteure den Mut, sich auf eine Postwachstumsökonomie einzulassen. In überentwickelten Konsumgesellschaften agiert die Politik nicht, sondern reagiert; sie eilt einem nötigen Kulturwandel zum Weniger niemals voraus, sondern bestenfalls in sicherem Abstand hinterher. Und weil sie sich darin seit 40 Jahren übt, ist sie an allen Abzweigungen in Richtung Nachhaltigkeit vorbeigerauscht. Jetzt geht es nicht mehr um die Vermeidung des Kollapses, sondern um seine Gestaltung.

Literatur

- Binswanger, H. C. (2007): Die Wachstumsspirale. Geld, Energie und Imagination in der Dynamik des Marktprozesses, Marburg.
- Ehrenberg, A. (2004): Das erschöpfte Selbst, Frankfurt.
- Heinberg, R. (2007): Peak Everything, Gabriola Island.
- Illich, I. (1973): Selbstbegrenzung. Eine politische Kritik der Technik, München.
- Leggewie, C./Welzer, H. (2009): Das Ende der Welt, wie wir sie kannten, Frankfurt a.M.
- Müller, C. (2011): Urban Gardening, München.
- Mumford, L. (1967): Mythos der Maschine. Kultur, Technik und Macht, Frankfurt a.M.
- Paech, N. (2005): Nachhaltiges Wirtschaften jenseits von Innovationsorientierung und Wachstum, Marburg.
- Paech, N. (2007): Woher kommt der Wachstumszwang?, in: Gaia, 16/4, 299-300.

- Paech, N. (2008): Regionalwährungen als Bausteine einer Postwachstumsökonomie, *Zeitschrift für Sozialökonomie* 45/158-159, 10-19.
- Paech, N. (2010): Nach dem Wachstumsrausch: Eine zeitökonomische Theorie der Suffizienz, in: *Zeitschrift für Sozialökonomie* 47/166-167, S. 33-40.
- Paech, N. (2012): Grünes Wachstum? Vom Fehlschlagen jeglicher Entkopplungsbemühungen: Ein Trauerspiel in mehreren Akten, in: Sauer, T. (Hrsg.): *Ökonomie der Nachhaltigkeit. Grundlagen, Indikatoren, Strategien*, Marburg, S. 161-181.
- Paech, N. (2012a): *Befreiung vom Überfluss. Auf dem Weg in die Postwachstumsökonomie*, München.
- Schumacher, E. F. (1973): *Die Rückkehr zum menschlichen Maß. Alternativen für Wirtschaft und Technik*, Reinbek.
- Shor, J. (2010): *Plenitude*, New York.
- Ullrich, W. (2006): *Habenwollen*, Frankfurt a.M.